

MOSHE SAKAL

## BEAUVOIR UND SARTRE IM KIBBUZ

Der Terminal auf dem Flughafen Sde Dov war überfüllt. Die Passagiere saßen im Warteraum an den geöffneten Türen, die zu den Rollbahnen hinausgingen. Zwei Fluggesellschaften teilten sich die Passagiere halbe halbe. Ich stand in der Schlange, gab einer Stewardess meinen Gutschein vom Kibbuzsekretariat und nahm meine Bordkarte entgegen. Busse kamen und fuhren weg, nach einer halben Stunde war auch ich unterwegs zum Einstieg.

Im Flieger blieb der Platz zu meiner Rechten frei; links, über den Gang, saßen etwas breitbeinig zwei Männer mit Stiefeln, die sich ein Handy hin- und herreichten. Sie unterhielten sich leise, lächelten verheißungsvoll, verglichen Frauenbilder und kommentierten sie. Ich versuchte, mir vorzustellen, was sie dachten, doch es blieb mir verborgen. Ich sah etwas Konkretes aus dieser Welt, konnte sie mir aber nicht vorstellen. So fern war sie mir.

In Eilat wartete vor dem Terminal mein Fahrer, der Ehemann der Bibliotheksleiterin, wie sich herausstellte. Von hohem Wuchs und mit braunem Schnauzbart. Er geleitete mich zum Wagen und wir fuhren los, in den Kibbuz.

Das letzte Mal war ich mit etwas über zwanzig in dieser Stadt gewesen. Damals mit einem Freund und einer Freundin aus Tel Aviv, in einer Timesharing-Ferienwohnung, die die Eltern des Freundes in einem Hotelkomplex besaßen. Sie hatten wie viele andere in den achtziger Jahren irrwitzige Summen in Ferienappartements investiert, die ihnen nur für einen Monat im Jahr zur Verfügung standen, und sogar für diesen einen Monat war es schwer, jemanden zu finden, der dort hin wollte. Dennoch sind wir damals gefahren und haben uns von der Sonne bräunen lassen. Nachts am Strand trafen wir Leute, die uns mit Blicken aufforderten, und folgten ihnen, wohin sie eben gingen: der Freund, die Freundin und ich.

Das war damals. Jetzt kam ich als Schriftsteller zurück, war ordentlich gekleidet, und in meiner kleinen Reisetasche mit Rädern lagen mein Laptop, ein französisches und ein hebräisches Buch, außerdem Datteln, Dinkelkekse und solche Sachen. Während der Autofahrt breitete mein Gastgeber ziemlich bald seine Lebensgeschichte vor mir aus, die in San Francisco begonnen hatte und – zu diesem Zeitpunkt – im Kibbuz endete. Auch von seinen Kindern erzählte er mir, von der kleinen Tochter, die er in einem fernen Land adoptiert hatte, von seinen Eltern in Amerika, vor allem aber von seinem Bruder: von einem Vorfall zwischen ihnen beiden, im Grunde ein Mißverständnis, und von Reue und

Schuldgefühlen, die schon dreißig Jahre andauerten. Er erzählte mir vertrauliche Dinge, die aus dem Herzen kamen und zu Herzen gingen, und ich behielt sie für mich, verschloß sie in einer Kapsel in meinem Herzen, habe sie auch nie aufgeschrieben.

Während der Fahrt verschwand die Sonne hinter den roten Bergen, die Straßen waren voll Staub, und mein kleiner Proviant wurde immer weniger, bis nichts mehr übrig war. Mein Gastgeber versprach mir, ich könne im Speisesaal an diesem Abend zwischen zwei Gerichten wählen, einer einheimischen Wüstenwurzelsuppe, heiß, oder dem Sushi eines Ex-Kibbuzniks, der jetzt ein bekannter Chefkoch in New York, aber gerade zu Besuch da war.

Doch als wir ankamen, war ich etwas durcheinander und erschöpft von der Reise und bat meinen Gastgeber vorsichtshalber, obwohl mein Magen gar nicht besonders knurrte, mir das Wüstenessen und das japanische Essen zu bringen, und so geschah es, daß beides für mich aufgetragen wurde. Da aß ich nun mit ihm und seiner Partnerin, der Bibliotheksleiterin, und einigen ihrer Kinder und Enkel, die auch gerade zu Besuch waren, und stärkte mich. Ich erzählte keinem der Anwesenden, was ich auf der Fahrt von Eilat über sie gehört hatte. Darüber schwieg ich, auch wenn mich niemand darum gebeten hatte. Das liegt in meinem Wesen, in meinem Temperament.

Eine weitere Frau, die aus Amerika stammte, auch sie Kibbuzmitglied, gesellte sich zu uns. Sie wollte wissen, worüber ich bei meiner Veranstaltung mit dem Titel »Wie man über seine Familie schreibt und trotzdem am Leben bleibt« reden würde. Dieser Titel weckt bei den Leuten immer ein Lächeln und gibt mir die Möglichkeit, über Dinge zu reden wie das Erblühen von Familien, Kinderkriegen, den Untergang von Familien und ihren Zerfall. Bei solchen Veranstaltungen erzähle ich normalerweise Geschichten aus meiner Familie, lüfte einige Geheimnisse, um noch größere zu verbergen.

So war es auch diesmal, als wir eine halbe Stunde später in der Kibbuzbibliothek im Halbkreis saßen.

Irgendwann kam das Thema auf, das dann immer aufkommt: der uralte Vergleich von Bücherschreiben und Kinderkriegen. In diesem Zusammenhang erzählte ich eine Anekdote, eine urbane Legende über den Besuch von Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre 1967 in Israel.

Der Besuch der beiden französischen Philosophen, sagte ich ihnen, stand in keinem Zusammenhang mit dem Sechstagekrieg. Sie hatten einfach mit eigenen Augen einen Kibbuz sehen wollen, sehen, wie diese Idee in der Praxis umgesetzt wird. Sie besuchten den Kibbuz Lehavot HaBaschan und unterhielten sich dort mit den Kibbuzniks, die erstaunlicherweise fast alle französisch sprachen. Da wandte sich einer von ihnen an Simone de Beauvoir und fragte sie ganz

ungeniert: »Madame, kann es sein, daß Sie Bücher schreiben, weil Sie keine Kinder machen?« Und Beauvoir konterte: »Monsieur, kann es sein, daß Sie Kinder machen, weil Sie keine Bücher schreiben?«

Diese Anekdote erzählte ich. Normalerweise lachen die Leute an dieser Stelle, und daraus entwickelt sich dann ein ernsthaftes Gespräch über den Gegensatz von Kinderkriegen und Bücherschreiben. Doch dieser Abend nahm einen anderen Verlauf, denn eine Frau, die bis dahin kein besonderes Interesse an meinen Ausführungen gezeigt hatte, meldete sich zu Wort und sagte: »Da war ich dabei.«

»Du warst damals dabei?« fragte ich erstaunt.

»Ja.«

»In Lehavot HaBaschan? Beim Treffen mit Sartre und Beauvoir?«

»Ja, da war ich dabei«, bestätigte sie.

»Und was ist da passiert?«

»Es war genau so, wie du es gerade erzählt hast.«

»Dann ist das wirklich passiert?« fragte ich. »Ich meine, es ist gar keine urbane Legende?«

»Es geschah im Kibbuz, deshalb kann es schon mal keine urbane Legende sein«, sagte sie lächelnd, »und ich bestätige hiermit in aller Öffentlichkeit, daß alles, was du erzählt hast, genau so gewesen ist. Und das ist noch nicht alles.«

Ich schaute in die Runde. Schwer abzuschätzen, ob den Leuten neu war, was die Frau sagte. Immerhin befanden wir uns in einem Kibbuz, den fast alle seiner heutigen Bewohner in den siebziger Jahren gemeinsam gegründet hatten, und seitdem arbeiteten sie hier, bebauten gemeinsam die Erde, kämpften um ihr wirtschaftliches Überleben und versuchten ihre Kinder dazu zu bewegen, dazubleiben, den Verlockungen der großen Stadt zu widerstehen und nach ihnen als Kibbuzmitglieder ihr Werk fortzusetzen – nicht immer mit Erfolg.

Es sah wirklich so aus, als ob alle diese Frau und womöglich auch ihre Geschichte kannten. Ihre Blicke verrieten mir, daß sie die Wahrheit sagte. Und das war noch nicht alles.

»Nach dem Treffen an jenem Tag 1967«, sagte sie, »bat man mich, Sartre und Beauvoir zu ihren Zimmern zu begleiten. Auf dem Weg dorthin kamen wir, was ja durchaus passiert, ins Gespräch. Sie waren aufgewühlt von alledem, was sie im Land gesehen hatten, doch an diesem Tag war da noch etwas anderes. Am Anfang fiel es mir schwer, es genau auszumachen. Doch dann spürte ich, daß die beiden durch mich miteinander kommunizierten, verstehst du? Als ob zu diesem Zeitpunkt etwas in ihrer Zweierkonstellation nicht genügte. Irgendwas war festgefahren, jemand mußte die Kommunikation zwischen ihnen wieder in Gang bringen. Und so kam es, daß ich auf dem Balkon ihres Zimmers noch eine, dann

zwei Stunden mit ihnen sitzen blieb und schließlich die ganze Nacht und in völligem Dunkel. Sie haben mit mir nicht über Philosophie geredet, auch nicht über die Kibbuzim, das interessierte sie jetzt nicht. Ich weiß nicht mehr, worüber wir geredet haben. Vielleicht über Musik. Ja, sie wollten Musik hören. Da sind wir in Beauvoirs Zimmer gegangen, und da hab' ich ihnen etwas vorgespielt, israelische Musik aus dem Transistorradio, und sie waren zufrieden. Wir haben geredet, und beim Reden waren sie nicht das berühmte Philosophenpaar – wir waren einfach drei ganz normale Menschen in einem kleinen Zimmer im Kibbuz. Danach sind wir eingeschlafen und morgens aufgestanden. Die Nacht war nicht lang, man hat uns sehr früh geweckt.«

»Die sind einfach so in euer Zimmer gekommen und haben euch geweckt?«

»Nein«, sagte sie, »sie haben angeklopft. Und Sartre hat ihnen aufgemacht. Da lagen Simone und ich noch im Bett. Ja, das waren andere Zeiten«, erklärte sie mit dem Anflug eines Lächelns. »Jetzt denk bloß nicht«, sagte sie, »daß bei dieser Geschichte ein Kind rausgekommen ist. Ist es nicht. Wir waren alle drei nicht in dem Alter. Das heißt, sie waren nicht in dem Alter. Aber darum ging es überhaupt nicht. Bei dieser Nacht ist kein Kind herausgekommen, nicht mal eine urbane Legende, gar nichts. Gurnischt. Bis zu diesem Moment, in dem ich es euch erzähle, wußte niemand, was ich mit denen genau gemacht hab'. Ist auch nicht wichtig. Wir haben auf dem Balkon gesessen, danach haben wir in ihrem Zimmer israelische Musik gehört. Das ist nicht viel. Aber es ist doch was. Also ist von dieser Nacht doch etwas geblieben.«

Nach dieser Erzählung beendete ich den Abend. Ein paar Leute wollten noch mit mir reden. Einer der Pioniere des Kibbuz kam mit meinem letzten Roman in der Hand, in der anderen hielt er ein unansehnliches Blatt mit Fragen, die er zu den Figuren stellen wollte. Vor allem aber wollte er sprachliche Fehler korrigieren, die mir seines Erachtens unterlaufen waren. Ich erklärte ihm mit Engelsgeduld, daß er irrte, mir war klar, er wollte mir nichts Böses, er wollte sich nur an dem Gespräch beteiligen, korrigierend daran teilnehmen. Irgendwann hob ich den Kopf und sah, die Frau, die Begleiterin von Beauvoir und Sartre, war schon gegangen.

Am nächsten Morgen holte mich mein Gastgeber an meinem Zimmer ab. Ich rollte mein Kofferchen hinter ihm her zum Speisesaal, wo man mir ein Omelett machte und mir einen Salat brachte. Danach reichten sie noch eigene Datteln, auf die sie besonders stolz waren. Ich bedankte und verabschiedete mich von den Anwesenden, dann fuhr mein Gastgeber mich zu den Dattelplantagen und zeigte mir die weiter entfernten Zitrusheine, vor allem die Grapefruitpflanzungen. Begeistert erzählte er mir von diesen Grapefruits, von der Zeit, als sie sowohl auf der israelischen wie auf der jordanischen Seite gegessen wurden und ihre

wohlschmeckenden gelben Spalten Versöhnung zwischen beiden Völkern symbolisierten oder zumindest eine gewisse Schicksalsverbundenheit.

Doch jetzt lag das ganze Gebiet öde da, und die Grenze wirkte verlassen, niemand überquerte sie, in keine Richtung, obwohl es möglich war. Auf dem Weg zum Terminal in Eilat schwiegen wir. Mein Gastgeber erzählte mir nichts mehr von seiner Familie, seinen Kindern, seinen Eltern in Amerika, und sagte auch nichts mehr zu dem Vorfall mit seinem Bruder und seiner dreißigjährigen Reue. Alles war ja schon am Tag zuvor gesagt worden. Und seitdem war etwas geschehen, obgleich tatsächlich nichts geschehen war. Auch dieses Schweigen legte ich in meine Kapsel, genau wie alles, was er mir erzählt hatte, und halte es gut verborgen. Das liegt in meinem Wesen, in meinem Temperament.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir Eilat und ich drückte ihm zum Abschied die Hand. Bevor wir auseinandergingen, legte er mir eine große, reife Grapefruit in die Hände und bat mich, ich möge sie mitnehmen in die große Stadt. Ich tat, worum er gebeten hatte. Zwei Stunden später rollte ich meinen kleinen Koffer über den heißen Asphalt außerhalb des Terminals von Sde Dov und setzte mich auf eine Bank am Straßenrand. An mir zogen die Autos von und nach Tel Aviv vorbei, doch ich ignorierte das Hupen der Fahrer und den ganzen Lärm. Lange saß ich auf der Bank, dann bohrte ich die Finger in die Grapefruit, holte sie aus ihrer Schale heraus, legte mir die Schalen auf die Knie und aß eine Spalte nach der andern.

*Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer*